

Am Verlobungstage.

Kriminal-Roman von Auguste Groner.

1. Kapitel.

Dort, wo das französische Département Finistère (Randende) thätlich schon bald zu Ende ist, liegt im Begleit Quimper die kleine, alte Stadt Concarneau. Sie ist von großem malerischen Reiz, der nicht nur auf den grauen Befestigungsmauern, den gerundeten Straßen und den altwäuerischen Häusern liegt, sondern auch von der zerklüfteten Küste ausgeht, auf welcher ein gut Theil der romantischen Geschichte des mittelalterlichen Frankreichs sich abgespielt hat. Nämlich in Hintergründe der Bai de la Forêt gelegen und fast allseitig von Wasser umspült, närt sich die gute Stadt von Sardellenfang und von ihrem — Reiz. Zum Meist jedoch, wenigstens in der Neuzeit, von ihrem Reiz, der jährlich Hunderte von Künstlern anzieht, so daß Concarneau mit Recht für eine der am meisten besuchten Malerkolonien gilt.

Aus aller Herren Ländern kommen sie hin, die malerischsten Männer und Weiber, um mit mehr oder weniger großem Geschick die unerschöpfliche Durchsichtigkeit der Bogen und die ebenso unerschöpflichen Tinten der Luft, die sich über diesen interessanten Erdzweigen mit zuneilenden unbeschreiblich schönen Zuneilungen dahinziehen, geschickt nachzuahmen. Und nicht nur vor jeder pittoresken Felspartie und jeder alten Mauer, die sich zwischen Concarneau und dem ihm benachbarten Fischerdörferchen Pont-Aven erhebt, haben schon Etaj-felchen gefanden, auch draußen im Meere, auf den kleinen Gleaniseln, wird der Pinsel fleißig gehandhabt, werden in allen Sprachen der Welt Kunstgespräche geführt, gleiten entzückte, suchende, abschätzende Augen über die nur zuweilen fälschende, meist aber großartig erhellte Natur.

Kurzum — Concarneau gehört den Malern!

An einem Februartag des Jahres 1884 gingen Jan Freit, ein junger Antwerpener Künstler, und ein etwa vierzigjähriger, eleganter Herr, langsam die Hafenstraße entlang.

Es war ein ungemein stürmischer Tag. Die schweren Wolkennassen lagerten fast auf dem Meere, das, sehr glanzlos und düster, unter toder Dämmerung die Schiffe, welche auf dem kleinen Hafen lagen, einen hüpfenden, fast lächerlichen Tanz ausführen ließ. Ein feiner Sprühregen, der schon seit Stunden nieberging und alles trüben machte, begann soeben, sich in einen richtigen Guß zu verwandeln.

„Nun, Herr König, haben Sie noch nicht genug Heucheltigkeit an und um sich?“ fragte Jan Freit lächelnd, indem er den Kragen seines Ueberrocks aufschlug.

„Lassen Sie mich nur noch ein bißchen den für mich so seltenen Anblick genießen“, bat König. „Man hatte recht, als man mir sagte, daß Concarneau unter allen Umständen prächtige Stimmung hat.“

„Es ist thätlich so“, gab der Niederländer zu. „Trotzdem jedoch freue ich mich auf ein Glas Burgunder bei Papa Briac.“

Seine Weile noch genos der andere das interessante Schauspiel, welches die aufgeregte See bot, die sich das alte Städtchen holen zu wollen schien, dann bogen die beiden Herren in ein trübes Gäßchen ein, woselbst Papa Briac eine gemütliche Weinlube hielt, in welcher das Künstlervolk sich besonders gern zusammenfand.

„Sie werden mich heute mit Lezune betannt machen?“ fragte König.

„Und mit Fleury und der hübschen Miß Kildonan, einem reizenden Weibe“, sagte der junge Maler hinzu.

„Das ist die Dame, deren Anwesenheit bei Sturm“ in Paris so großen Anklang fand? Das Bild hat auch mir imponirt.“

„Dieselbe. Hoffentlich wird die hübsche Miß Ihnen nicht weniger gefallen als ihr Bild.“

„Werde ich auch ihr Atelier sehen können?“

„Atelier? — Wenn Sie ihr Kämmerchen so nennen wollen — warum denn nicht? Die kleine Kildonan, die eine so große Künstlerin ist, lebt nämlich in ziemlich dürftigen Verhältnissen.“

„Ja. Die Kritik!“ — Jan Freit verbeugte sich bei diesen Worten gegen seinen Begleiter — „ist natürlich einhimmig für sie, aber das Publikum kauft ihre Bilder nicht. Die Kildonan hat eben einen richtigen schottischen Hartkopf, sie macht dem Geschmack derer, die laufen könnten, nicht das geringste Zugeständniß. Und die meisten verstehen ihre allerdings ein wenig eigenartige Kunst nicht.“

Jan Freit wollte noch allerlei über die von ihm vermuthlich nach zwei Richtungen hin vertheilte Kollegin sagen, aber da wurden seine Gedanken plötzlich von ihr abgelenkt.

Eine alte, ein wenig absonderlich aussehende Dame kam eilig aus et-

nem Hause. Sie war sichtlich bestümmert und dachte in ihrem Kummer nicht daran, das alte Seidenkleid, das um ihre hagere Gestalt hing und das von einem eingeprägt gewesenen, jetzt fast schon schäbig wirkenden Sammmantel theilweise bedeckt war, aufzunehmen, sondern sie zog die Schleppe achtlos hinter sich her.

„Aber Madame Malachow — in diesem Wetter gehen Sie auf die Straße?“ redete Freit die Frau an, indem er höflich den Hut vor ihr abnahm.

Frau Malachows welkes Gesicht erhellte sich ein wenig, als sie Freit erkannte. Sie reichte ihm die Hand. „Ich muß zum Doktor“, sagte sie leuchtend. „Jwan geht es heute ziemlich schlecht.“

„Das Wetter — das abscheuliche Wetter! Heute geht es keinem Menschen gut“, suchte Freit Frau Malachow zu trösten. „Aber ich will selbst den Doktor holen. Gehen Sie nur wieder hinauf. — Ich kann Sie natürlich hier nicht stehen lassen“, wendete er sich ohne jede Verlegenheit an König. „Sie gehen am besten mit Frau Malachow. Im Atelier Jwans finden wir uns wieder.“

Damit war der ausnahmsweise sehr lebhaft niederländer schon fort. So blieb denn König nichts anderes übrig, als der alten Dame, die ihn mit freundlicher Seite dazu einlud, zu folgen.

„Nur wenn das Atelier, in welchem ich Herrn Freit ermannen soll, thätlich ein Raum ist, in welchem ich niemand störe, nehme ich Ihre Erlaubniß an, gnädige Frau“, sagte König zu seiner Führerin.

„Mein Sohn wird gar nicht wissen, daß er einen Gast hat. Kommen Sie also ruhig mit, mein Herr.“

In der ersten und einzigen Etage des Hauses angelangt, führte Frau Malachow ihren Gast in einen großen, hellen Raum, dessen Ausstattung bewies, daß er erstere Arbeit gewidmet war. Wollen Sie es sich hier bequem machen?“ sagte sie mit der eigenartigen Aussprache der Russen nicht ihm freundlich zu und verließ das Atelier.

König sah sofort, daß er sich hier nicht langweilen würde, sondern überhaupt, daß er in diesem guten Concarneau aus einer Anregung in die andere fiel. Natürlich war er darüber vergnügt und gab sich diesem Vergnügen mit vollem Behagen hin.

Daß in diesem Atelier nicht nur ein tüchtiger Mann sich eifrig seiner edlen Kunst hingab, was eine größere Anzahl vollendeter und begonnener Bilder bewies, sondern daß auch sorgende Frauenhände da waliteten, lernte man aus der fast peinlichen Sauberkeit erkennen, welche hier über alle herrschte und welche durch etliche Kleinigkeiten, die sozusagen über den hübschen Raum hinweg treten worden waren, anmuthig gemacht wurde. Gestülpte Kissen und Teppiche, die reichlich vorhanden waren, nahmen denn sonst einfach eingerichteten Raum alle Maßheit, und einige hübsch gestellte Gruppen verschiedener Pflanzen verliehen ihm eine große Freundlichkeit.

Ein Umstand jedoch befremdete den berühmten Kunstkritiker. Es gab da keine farbenreiche Palette, keine weissen Pinsel und kein Bild auf der Staffellei, vor welcher König jetzt unmerklich stand, nachdem er mit Freude und Bewunderung und auch mit einem gewissen grübelnden Staunen die vorhandenen fertigen Kunstwerke betrachtet hatte. Der Künstler, welcher all dies geschaffen, war wohl ernstlich krank, der hatte wohl schon seit längerer Zeit den Pinsel aus der Hand gelegt.

„Wie schade, wenn es für immer wäre!“ dachte König und ließ sich soeben in den Sessel nieder, der vor der leeren Staffellei stand, als eine wohlklingende Stimme sagte: „Entschuldigen Sie, mein Herr, daß wir Sie so lange allein ließen.“

König hatte sich sofort wieder erhoben und verneigte sich vor der jungen Dame, welche auf ihn zu ging. „Mein Fräulein“, sagte er, „gestatten Sie mir, mich Ihnen vorzustellen, ehe ich Ihnen meinen Dank für den Genus ausspreche, den ich hier im Atelier Ihres lieben Kranken gefunden habe.“

Sie lächelte und schüttelte das Haupt, indem sie in ihrer hübschen fremd klingenden Weise fortfuhr: „Das ist unnötig, Herr König. Jan Freit, der soeben mit dem Doktor gekommen ist, hat Frau Malachow und mir bereits gesagt, wen wir im Hause haben. Da bin ich denn gleich gegangen, Sie im Namen Jwans — ich bin seine Braut — zu begrüßen; es thut mir wohl, daß Sie, der große, der unbeschliche Kunstkritiker, von „Genus“ sprachen.“

Das junge Mädchen streckte König beide Hände entgegen, und er beeilte sich, diese trotz mancher Arbeitspuren schonen Hände kameradschaftlich zu schütteln, denn die junge Dame flößte ihm große Sympathie ein.

Sie waren bald in ein Gespräch

verlieft, im Verlaufe dessen sie erfuhr, daß Doktor Hans König händiger Mitarbeiter einer großen österreichischen Zeitung sei, daß er einen vierzehntägigen Urlaub erhalten habe, um verschiedene Kunstausstellungen zu besichtigen, daß ein Pariser Bekannter ihm gerathen habe, nach Concarneau zu gehen, und daß er, wie wohl höchst befriedigt, von diesem Ausflug, dennoch schon mit merkbarer Sehnsucht an seine Vaterstadt Wien denke, denn dort sollte — man schrieb jetzt den 27. Februar — am 3. März seine Verlobung gefeiert werden.

Es entstand eine Pause der Verlegenheit, die König schließlich damit beendete, daß er abermals an eines der Bilder, die an der Wand hingen, herantrat und dessen Vorzüge in streng sachlicher Art zu beleuchtenden begann, wobei sie ihm mit Interesse zuhörte.

„Auf eines bin ich noch nicht gekommen“, beendete König nachsinnend seine Kritik, „darauf nämlich, wer auf Jwan Malachow, der heute wie ein neuer Stern für mich aufgeht, Einfluß genommen hat. Ich kenne nämlich diese Art, den Pinsel zu führen, diese besondere Art der durchsichtigen Untermauerung schon. Sie ist wohl von ein und demselben Meister auf mehrere seiner Schüler übergegangen, und ich habe diese Art zu malen schon irgendwo anders gesehen.“

„Und Sie finden sie gut, diese Art zu malen?“ Des Mädchens Gesicht hatte wieder den scharf forschenden Ausdruck von vorhin.

„Ganz meisterhaft!“ sagte König. „Wo kann ich sie denn nur schon gesehen haben?“

„Jwan verkauft seine Bilder alle nach America“, sagte, auch wieder recht unvernünftig, die junge Dame und griff — mehrwüthigerweise zitterte ihre Hand dabei — nach einem Medaillonhalsketten, das auf dem Tisch lag, neben welchem sie stand. In der That — ihre Hand zitterte, denn das runde Schächtelchen enthielt ihr und sollte ein gutes Stück über den Boden.

„Bitte, lassen Sie doch die Schächtel, sie ist leer.“

„Nicht dünkt, daß ich hier vor einer Art Schachtel sehe“, sagte König, und seine Augen konnten sich dabei von einem Bildchen nicht trennen, das auf einer der Mappen lag. Schließlich langte er danach. „Als das ich prächtig, ganz prächtig!“ rief er, „ich in den Anblick des Bildchens versenkend, geradezu begeistert aus.“

„N, bitte, lassen Sie mich mehr von den intimen Arbeiten Ihres Verlobten sehen! In seinen Skizzen, in seinen Entwürfen lernt man ja eigentlich einen Künstler am genauesten kennen.“

Er hatte recht launig seine Nase geschüttelt und hatte auch mit seinem Glückseligkeit nicht zurückgehalten, und das that ihm jetzt leid, denn er bemerkte soeben, daß seine Zuhörerin schöne Augen voll Thränen standen.

„Ich bin roh“, sagte er reuig. „Ich habe Ihnen weh gethan. Ich vermag, daß Ihr eigenes bräutliches Glück getrübt ist. Verzeihen Sie mir. Hoffentlich ist die Krankheit Ihres Verlobten nicht berat, daß sie zu erster Verzeihung Anlaß gibt?“

Er erstarrte über die Wirkung seiner Worte. Das Mädchen war in dritteres Weinen ausgebrochen.

„Mein Fräulein —“ sagte er, „ich bitte —“

Da nahm sie sich zusammen und sagte leise: „Jwan ist so schwer krank, daß wir das Schlimmste fürchten müssen.“ — Und plötzlich fuhr sie sehr lebhaft fort: „Deshalb freut es mich so innig, daß Sie, dessen Ruf auch hier bekannt ist, an seinen Werken Gefallen finden.“

„So großes Gefallen, mein Fräulein, daß ich mich sehr darüber wundere, Ihren Verlobten, der ein ganz bedeutender Künstler ist, noch in seiner Ausstellung vertreten gesehen zu haben, und daß ich mich schäme, eingesehen zu müssen, daß mir sein Name bis vor einer Stunde doch noch fremd war.“

Er hatte sich bei seiner lebhaften Entgegnung unmerklich erhoben, und auch die junge Dame war vorgegangen. Er sah sie veranlaßt an. Sie benahm sich aber auch so, daß sie Verwunderung erregen mußte. Ihre Augen, die selbst am ausgeblüht hatten, waren jetzt hartnäckig auf den Boden gerichtet, ihre Wangen wechselten wieder und wieder die Farbe, und sie

schien ihre Zähne nur deshalb in die Unterlippe zu graben, um sich so selber am Reden zu verhindern.

Endlich redete sie aber doch, machte eine Bemerkung und ging fonderbarerweise auf ein weitab liegendes Thema über. Und dann fragte sie: „Sie besuchen vermuthlich jede bedeutende Kunstausstellung?“ Dabei sah sie ihm wieder voll, ihm schien es so gar lauernd, ins Gesicht.

Natürlich mußte er bejahen. Sie aber verfolgte diesen Gegenstand nicht weiter, was ihn auch wieder befremdete.

„Sie interessieren sich also sehr für Jwan?“ fragte des Malers Verlobte. „Ich möchte der Welt von ihm erzählen“, sagte König ernst. „Aber solche eminente Begabung, über solch herrliches Können muß man doch reden.“

Die junge Dame athmete tief auf. „Sie wollten das wirklich, Herr Doktor?“ rief sie erregt, und ihre Augen flammten dabei in düsterem Feuer. „Sie wollen Jwans Namen bekannt machen? O ja. Jhan Sie das. Es ist nur Gerechtigkeit, wenn Sie ihm zu dem Ruhm verhelfen, den er so sehr verdient. — Und jetzt, mein Herr, jetzt sollen Sie sein intimstes Arbeiten kennen lernen, sollen Sie sehen, wie das entsteht, das ihm bisher nicht allzuviel Geld und — gar keine Ehre eintrug.“

„Es ist beides unbegreiflich“, sagte König, während er zuseh, wie sie wiederholt schnell den einzigen großen Tisch, der sich im Atelier befand, von allem, das darauf lag, befreite, um eine der Skizzenmappen darauf zu legen.

Und wieder leuchtete es in ihren Augen auf, während sie leidenschaftlich bewegte rief: „Wie froh bin ich, daß Sie gekommen sind! Sie, der Sie uns längst kein Fremder mehr sind, Sie sollen es wenigstens wissen, wie viel er kann — nein, wie viel er gethant hat!“ Schluchzte sie plötzlich und schlug die Hände vor's Gesicht.

König verlor dieser sprunghaften Erregtheit gegenüber ein wenig seine Fassung. Er sagte dem Mädchen wohl wieder etliche Trostesworte, hielt selber jedoch von deren Wirkung nicht viel.

Die junge Dame besah aber eine elastische Natur, sie hatte sich schon wieder in der Gewalt. Ihm freundlich zulächelnd meinte sie: „Es ist erbärmlich, daß man nicht stärker sein kann. Mein bißchen Kraft gebe ich eben an Jwans Krankenbett aus. Da muß ich heiter und sorglos scheinen, da lachen seine Mutter und ich und reden vergnügt von einer Zukunft, in welcher er sicher nicht mehr ist, so — als ob er darin die Hauptperson wäre. Das reicht auf, mein Herr — das kostet uns fast alle Kraft, und dazu kommt noch, daß Frau Malachow und ich zur Verstellung nicht geschickt sind, und ich fürchte, Jwan merkt schon, daß unsere Heiterkeit nichts als eine Komödie der Liebe ist, denn seit etlichen Tagen ist es mir, als ob er Mißtrauen hegt.“

König schüttelte den Kopf. „Wie immer es sei, liebes Fräulein, Ihr armer Kranker wird so oder so sich dieser schönen, großen Liebe erfreuen. Weshalb aber sind Sie denn so hoffnungslos, da Ihr Bräutigam selber — aus Ihrer Rede darf ich es schließen — an seine Genesung glaubt?“

„Er ist ein Lungentranter.“

„D — ich verstehe.“

„Er hält sich überhaupt erst für ein wenig leidend, seit er die Palette nicht mehr halten kann.“

„Wie traurig! — Und auch wieder — wie gut!“

Im November rief uns sein bester Freund, Jan Freit, hieher. Jwan war sehr überrascht, als wir kamen. Er glaubte es jedoch, daß seine Mutter eines argen Catarrhs halber hieher gekommen sei, und freute sich, daß sie nicht allein hatte reisen lassen. Sonst legte er ihrem und meinem Kommen keine Bedeutung bei.

„Er war damals schon ernstlich krank?“

„Ernstlich, und er überarbeitet sich auch noch dazu, wiewohl er kaum mehr als eine Stunde lang vor dem tiefsten Rahmen stehen konnte.“

„Er arbeitete damals an einem großen Bilde?“

Ueber des Mädchens Gesicht huschte eine grelle Röthe. „An einem figurativen, historischen Gemälde.“

antwortete sie mit ebenso unverkenn-

barem als auch unverständlichem Trop.

„Was stellte es vor?“ fragte König, der interessiert die Skizzen betrachtete. Sie mußte die Frage nicht gehört haben. Sie zog die graue Blende, die ohnehin die eine Seite des Fensters nur streifte, ganz zurück.

Es war das eine ganz überflüssige Arbeit. Es war wohl auch nur eine Scheinarbeit.

„Und was ist's jetzt mit dem Bilde? Hat er es vollenden können?“ fragte König.

„Ja, und dann ist er zusammengebrochen!“

Sie hatte es durch die geschlossenen Jalousien gesagt, und König, der daraufhin über einen allerliebsten Gaj-felchen hinweg sah, dessen jedenfalls zum Sprechen ähnliches Abbild er in der Hand hielt, bemerkte, daß ihre Hände sich geballt hatten.

Er wiederholte daraufhin seine unbeantwortete gebliebene Frage nach dem Verbleib jenes riesigen historischen Bildes nicht mehr, denn er konnte es sich jetzt denken, daß ihr diese Frage aus irgend einem Grunde Pein bereite.

Er war auch sehr bald so gefesselt von dem hohen Reiz, welchen die meist nur ganz flüchtig hingeworfenen Entwürfe und Studien Jwan Malachows auf ihn ausübten, daß er fast seine Umgebung, ja selbst die Anwesenheit der jungen Dame vergaß.

(Fortsetzung folgt.)

Die Frau des Rentanten.

Kriminal-Roman von A. D. Laubmann.

(20. Fortsetzung und Schluß.)

In stielendem Zusammenhange hatte George Miller seinen Bericht vorbringen können, und es hatte sich hier und da schon recht deutlich fühlbar gemacht, daß der Erzähler ein Sterbender war. Aber er hatte mit schier übermenschlicher Energie immer wieder, wenn eine beängstigende Unterbrechung eintrat, seine ganze Kraft zusammengefaßt, um den leopoldischen Schwächeanfall zu überwinden, und immer wieder war es ihm gelungen.

Mit vollkommenster Klarer Befinnung konnte er auch noch die Verlesung des umfangreichen Protokolls anhören und konnte mit fester Hand seinen Namen unter das Schriftstück setzen. Dann aber folgte der unnatürlichen seelischen Anspannung die unaussprechliche Reaktion, und der Untersuchungsrichter hatte keine Möglichkeit mehr, ein Wort des Abschieds an ihn zu richten, da George Miller schon wieder in tiefer Bewusstlosigkeit lag, als er ihn verließ.

Der Tag war noch nicht zu Ende, als Martha Winter im Amtszimmer des Untersuchungsrichters die Mittheilung von ihrer Freilassung empfing.

„Wir alle, mein verehrtes Fräulein, sind mit Blindheit geschlagen gewesen“, sagte der alte Herr in seinem herzlichsten und liebenswürdigsten Tone, „und da wir trotz unserer Ersparungen und unteres vermeintlichen Kriminalistenscharfannes sammt und sonders doch nur trende Menschenkinder sind, dürfen Sie darum nicht zu streng mit uns ins Gericht gehen. Vieles hat leider der Zufall, der diesmal die Rolle der rächenden Nemesis übernommen hat, zu Ihrer Rechtfertigung thun müssen; vieles aber haben Sie auch Ihrem Herrn Verlobten zu danken, der Ihre Sache mit solcher Wärme und mit einer so unerschütterlichen Ueberzeugung von Ihrer Schuldlosigkeit geführt hat, daß er Ihnen schließlich wohl auch ohne das Eingreifen des Schicksals zu der verdienten Genugthuung verholfen hätte.“

Martha erfuhr aus dem Munde des Richters alles, was sich an diesem so ereignisreichen Tage zugetragen, und wenn auch die Nachricht von der Aufhebung ihres todes Bruders sie in innerster Seele erschütterte, so war es doch natürlich und menschlich, wenn eine Empfindung innigen Dankes gegen die Vorführung die überwindende in ihrem Herzen lies. Sie hatte ja längst die Hoffnung aufgegeben, den Verschundenen lebend wiederzusehen, und daß er nicht, wie sie gefürchtet hatte, das Opfer eines Verdrüben geworden, sondern eines sanften natürlichen Todes gestorben war, mußte ihr unter den obwaltenden Umständen schon ein Trost erscheinen.

Die Formalitäten ihrer Entlassung aus der Untersuchungsanstalt waren rasch erledigt, und ungewiß, wohin sie zunächst ihre Schritte lenken sollte, trat Martha auf dem Gang vor dem Amtszimmer hinaus. Da hörte sie von einer tiefen, wohlklingenden Männerstimme halb laut ihren Namen nennen, und sie bemühte sich nicht, ihm ihre Empfindungen zu verbergen, als sie Hermann Schröder in überströmendem Dankgefühl ihre beiden Hände entgegennahm.

„Wie gut von Ihnen, daß Sie gekommen sind! Und wie soll ich Ihnen die vergelten, was Sie für mich gethan!“

„Es war leider wenig, Fräulein Winter! Denn das Schwerste vermochte ich Ihnen ja leider nicht zu ersparen.“

„Das Schwerste — Sie meinen den

Tod meines armen Bruders —

„Auch das! Doch eigentlich war es etwas anderes, woran ich dachte. Sie wissen vielleicht noch gar nicht, daß George Miller nicht mehr unter den Lebenden weilt. Er ist vor einer Stunde im Allerheiligenhospital seinen Verletzungen erlegen.“

Er hatte es zögernd und besonnen gesagt, wie jemand, der sich nur schwer entschließt, eine niederschmetternde Neuigkeit vorzubringen.

Martha aber sah ihm verwundert in das ernste Gesicht. „Und das sollte das Schwerste für mich sein, Herr Rechtsanwalt — schwerer als selbst die Gewißheit von meines Bruders Tod? Gewiß hege ich den tiefsten Abscheu gegen diesen Vandalen, dem ich so viele bittere Leidensstunden verbante, und vor dem mich schon bei der ersten Begegnung eine innere Stimme gewarnt hat. Aber mein Daß ist nicht so raschfüchtig, daß es mich betrüben sollte, ihn seinem irdischen Richter entzogen zu sehen. Ich denke, die Strafe, die er erlitten hat, wäre ohne dies fast schwerer als sein Vergehen.“

Hermann Schröder glaubte seinen Ehren nicht trauen zu dürfen, und so freudig regte sich auf, neue die schon begrabene Hoffnung in seinem Herzen, daß es ihm in der beglückenden Aufwallung des Augenblicks ziemlich ungeschickt einfuhr: „Auch das war also nur Lüge und Betrug? Sie hatten ihm keine Rechte über sich eingeräumt? Sie haben ihn nicht geliebt?“

„Ich — jenen Mann? Und das — das konnten Sie von mir glauben? — Sie konnten es glauben, und doch haben Sie meine Vertheidigung übernommen?“

Ihre Entgegnung war nicht weniger veräberlich gewesen als seine Frage. Und da sich in diesem Moment ihre Augen begegneten, mußten sie beide mit einem unglücklichen Glücksgefühl, woran sie miteinander waren. Aber es war weder Zeit noch Ort für eine feurige Liebeserklärung oder für einen Erguß überschwenglicher Zärtlichkeit. Ein langer, inniger Händedruck mußte die Stelle des gesprochenen Wortes vertreten; und seine stumme Sprache sagte ihnen verständlich genug, daß es fortan keine Irrungen mehr zwischen ihnen geben würde und daß sie untrennbar zueinander gehörten bis an den Tod.

Drei Tage später fand unter außerordentlicher Theilnahme der weitesten Bevölkerungstheile das feierliche Begräbniß des verstorbenen Rentanten statt. Die Section hatte ungewöhnlich ergeben, daß er in der That an einem Herzschlag verstorben war, und jeder, der ihm heute seine Handvoll Erde nachwarf auf den Sarg, hat ihm wohl zugleich in der Stille des Hergens das schwere Unrecht ab, das er dem rechtlichen, mitten in seiner rastlosen Arbeit dahingerafften Manne mit Worten über Gedanken angethan.

Die Gattin des Verstorbenen war wegen ihres lebenden Zustandes diesem Begräbniß ebenfalls fern geblieben, wie jener anderen unglücklich stilleren Begräbniß, die fast um dieselbe Zeit von der Leidenhalle des Allerheiligenhospitals aus stattfand und die einem armen Sünder zu seiner letzten, ewigen Ruhe verholfen.

Aber dieser lebende Zustand hinderte sie nicht, Breslau schon am nächsten Tage auf Zimmerwiedersehen zu verlassen. Die Glückseligkeit hatte ihr „in besonderer Anerkennung der treuen Dienste ihres Mannes“ eine sehr ansehnliche Wittwenpension bewilligt, und überließ ihr die beschlagnahmte Privatvermögen des Rentanten fast vollständig ausgefolgt worden, da Martha Winter sich unter Zustimmung ihres Verlobten, des Rechtsanwalts Hermann Schröder, ausdrücklich geneigt hatte, von dem Nachlasse ihres Bruders mehr anzunehmen, als einige kleine persönliche Andenken und als die Summe, die sie ihm zu seinen Lebzeiten zur Aufrechterhaltung und Verwaltung übergeben. Eine einmalige Begegnung zwischen den beiden Frauen hatte nicht stattgefunden, und ein in herzlichem, vernehmlichem Tone gehalten Brief, den Martha ihrer Schwägerin sandte, wurde niemals beantwortet.

Auf dem Grate des Buchhalters Joseph Bartel in der Selbstmörderede des Gefangenentrichthofes aber giebt ein einfacher Denkstein, den nach Jahresfrist Hermann Schröder auf den Hügel des Unglücklichen setzen ließ, durch eine kurze Inschrift Kunde von dem Mitleid, in dem der vielgeschickte Anwalt und seine glückliche Gattin des armen „Zigeuners“ gedachten, der seine Sehnsucht nach Nacht und Reichthum so theuer hatte bezahlen müssen.

(Ende.)

Nicht glücklich wärst du ohne Leidenschaften. Dein Glück liegt in der Herrschaft über sie.

Auf einer westlichen Straße kam ein Eisenbahnzug, nachdem er schon längere Zeit nur langsam und ruckweise vorangegangen war, plötzlich zum Stillstand. Ein ungebildiger Passagier stieß den Kopf zu einem Fenster hinaus und fragte: „Ist das El Paso?“

„Nein, es ist nur ein Kuh.“ — Sie wurde verjagt. Der Zug ging weiter. Nachdem er etwa unbeschädigt Meilen zurückgelegt hatte, kam es wieder zum Stillstand. „Was ist jetzt los?“ fragte der Passagier. „Wohin eine Kuh?“ — „Nein, es ist die gleiche“, lautete die Antwort.



Lehrer (dem sein Schnielgerater die Mittelf auf den Tisch gezählt hat): „So — und nun wollen wir das Ganze wiederholen!“